

Jenseits des Ausnahmezustands

Veralltäglichungsprozesse im Bürgerkrieg

Teresa Koloma Beck

Beitrag zum Plenum 1 »Krieg und Gewalt« – organisiert von Katharina Inhetveen und Thorsten Bonacker

In populären und wissenschaftlichen Debatten werden Kriege gemeinhin als Ausnahmezustand vorgestellt, als gewaltsame Abweichung vom »normalen« Gang der Dinge. Grundsätzlich etwas geändert hat daran weder die Arbeit an der Dekonstruktion des Mythos von der gewaltfreien Moderne, noch die mikrosoziologische Wende in der Konfliktforschung.¹ Die Konjunktur der Traumavokabel beispielsweise legt von dieser Persistenz beredt Zeugnis ab. Syrien, der Nordirak oder Afghanistan gelten als *Krisengebiete*. Und was einen von dort erreicht, erweckt den Eindruck, als sei dort der Alltag mit seinen Routinen durch Gewalt suspendiert.

Doch Kriege werden nicht an einem Tag entschieden; sie dauern Jahre, bisweilen Jahrzehnte. Aus der Psychologie wissen wir, dass Erfahrungen der Krisenhaftigkeit für den Einzelnen schnell zum Zusammenbruch führen (Schauer, Elbert, Neuner, 2005). Und soziologische Forschungen aus anderen Feldern zeigen, dass gerade auch unter widrigen Bedingungen eine Tendenz zur sozialen Produktion von »Normalität« zu beobachten ist – erinnert sei hier beispielsweise an Erving Goffmans Studien zu Insassen (Goffman, 1961). So liegt es nahe, dass auch bewaffnete Konflikte Alltag nicht verdrängen, sondern vor allem verändern. *Doch wie lässt sich eine solche Transformation von Alltäglichkeit unter den Bedingungen des Bürgerkriegs rekonstruieren?* Inwiefern ist eine Veralltäglichung des Krieges zu beobachten und wo liegen deren Grenzen? Wie stellt sich das Verhältnis von Krise und Routinen unter den Bedingungen eines Gewaltkonflikts dar? Diese Fragen stehen im Zentrum dieses Vortrags.

Ausgangspunkt ist die Beobachtung der mikrosoziologischen und mikropolitischen Konfliktforschung, dass dem Verhältnis von Krieg und Alltäglichkeit im Konfliktgeschehen der Gegen-

¹ Zum paradoxen Gewaltverhältnis moderner Gesellschaften siehe für einen Überblick (Koloma Beck, Schlichte 2014: 23–35) sowie ausführlich Bauman 1993; Baecker 1996; Mann 2005; Reemtsma, 2008. Zum mikrosoziologischen/-politischen Forschungsprogramm in der Konfliktforschung siehe beispielsweise King 2004; Kalyvas 2006; Weinstein 2007; Schlichte 2009.

wart besondere Bedeutung zukommt. Denn die Mehrzahl der Kriege heute sind innerstaatliche Konflikte. In diesen verschwimmt die Unterscheidung zwischen Kombattant/innen und Nicht-Kombattant/innen, zwischen Schlachtfeld und Hinterland, zwischen Kriegs- und Friedenszeiten. In der Konsequenz greift der Krieg in den Alltag aus (Trotha 1999: 89). In der empirischen Forschung jedoch bleibt das Verständnis davon, was »Alltäglichkeit« oder »Normalität« meint, vage. Häufig rückt der Begriff in seiner Bedeutung nahe an den des »Lokalen« heran oder wird sogar mit diesem gleichgesetzt. Studien zum Alltag des Bürgerkrieges sind dann Studien zu sozialen Dynamiken auf lokaler Ebene. In einer solchen Perspektive lässt sich jedoch das angesprochene Ausgreifen des Krieges in den Alltag konzeptuell nicht einfangen.

Im Folgenden werde ich zunächst ein alternatives Verständnis von Alltäglichkeit vorschlagen und dessen konzeptuelle Grundlagen skizzieren. Danach werde ich anhand einiger Beispiele aus eigener empirischer Forschung die Fruchtbarkeit dieser Perspektive illustrieren. Abschließend werde ich diskutieren, welche Einsichten über das Verhältnis von Alltäglichkeit und Ausnahmezustand, zwischen Routinen und Krise sich daraus ergeben. Empirischer Hintergrund der Überlegungen sind zwei Fallstudien zum Alltag des Krieges und des Nachkriegs mit längeren Feldforschungen in Angola und Mosambik.

Alltag und Gewohnheit: Phänomenologische und pragmatistische Perspektiven

Damit komme ich zum theoretischen Rahmen: Im Rückgriff auf phänomenologische und pragmatistische Theoriefiguren² schlage ich vor, »Alltäglichkeit« nicht als Hinweis auf ein analytisches Disaggregationsniveau zu verstehen, sondern stattdessen als einen spezifischen Modus der *Erfahrung* – und zwar einen der durch leibliche Gewohnheitsstrukturen ermöglicht wird, die routinisierte und prä-reflexive Handlungsweisen erzeugen. So verstanden verweist der Begriff auf all jene Vollzüge menschlichen Lebens, die so selbstverständlich sind, dass sich kein Anlass zum Innehalten oder zur Reflexion bietet. In dieser Perspektive beschreiben die Begriffe »gewöhnlich«, »alltäglich« oder »normal« keine Eigenschaft der Dinge selbst. Nein, sie verweisen auf eine bestimmte Art und Weise, diese wahrzunehmen und zu erfahren. Ein solches Verständnis macht auf die Kontingenz von Alltags- oder Normalitätserfahrungen aufmerksam.

Und in diesem Licht lässt sich die Frage nach dem Alltag in und der Veralltäglichung von Bürgerkriegen präzisieren. Will man verstehen, wie Kriege in den Alltag ausgreifen, gilt es zu klären, *wie Krieg zu einer gewöhnlichen oder alltäglichen Erfahrung wird* (hierzu ausführlicher Koloma Beck 2012: 39–68; Koloma Beck 2015). Um diese Frage zu beantworten, müssen wir jedoch zunächst die Besonderheiten von Alltagserfahrungen genauer ins Auge fassen.

² Hier ist nicht der Ort, um auf die lebhaften Diskussionen zum Verhältnis von Pragmatismus und Phänomenologie näher einzugehen. Gemeinsam ist beiden die vor allem durch Henri Bergson inspirierte Hinwendung zur gelebten Erfahrung. Allerdings kritisiert insbesondere der Pragmatismus Deweyscher Prägung Bergsons vitalistischen Ansatz, der den Begriff des Handelns hinter den des Lebens zurücktreten lässt (zum Beispiel Dewey 1912) Für einen aktuellen Überblick zum Verhältnis beider Tradition aus Sicht der Soziologie siehe (Renn, Sebold, Weyand, 2012)

Die theoretische Auseinandersetzung mit diesem Thema begann im späten 19., frühen 20. Jahrhundert im Kontext von Lebensphilosophie und Phänomenologie in Europa sowie im zeitgleich in den USA entstehenden Pragmatismus. Diese Entwicklungen kann ich hier im Detail nicht vorstellen. Doch lassen sie sich mit Blick auf die vorliegende Fragestellung auf zwei Begriffe engführen: Habitualisierung und Anpassung.

Der in der Soziologie geläufige Begriff der *Habitualisierung* verweist darauf, dass alltägliche Vollzüge prä-reflexiv auf Grundlage leiblicher Gewohnheitsstrukturen ablaufen. In der phänomenologischen Tradition verbindet er sich vor allem mit dem französischen Philosophen und Arzt Maurice Merleau-Ponty (Merleau-Ponty, 1976). Inspiriert von Henri Bergson (Bergson, 1903) und Helmuth Plessner (Plessner, 1928) interessiert sich Merleau-Ponty für die Formierung von Gewohnheitsstrukturen durch *Wiederholung*. Wiederholung führt zur Physiognomisierung von Handlungsweisen mit dem Effekt, dass man über das *wie* der Handlung nicht mehr nachdenken muss und sich ganz deren Inhalt zuwenden kann. Daraus erklärt sich ihre Bedeutung im Alltag: Erst, wenn ich ein Fahrrad sicher zu führen weiß, kann ich mich auf den Straßenverkehr konzentrieren; nur wenn die Hände sich von selbst auf der Tastatur zurechtfinden, habe ich volle Aufmerksamkeit für das, was ich schreibe; oder, um auf den hier interessierenden Gegenstand zurückzukommen: Erst wenn ich eine Waffe wie im Schlaf zu handhaben weiß, kann ich effektiv zielen. In diesem Sinne stellen Habitualisierungen eine Wissensstruktur dar, jedoch eine, die nicht in einem »ich-weiß«, sondern in einem »ich-kann« ihren Ausdruck findet (Merleau-Ponty 1976:170). Wichtig ist, dass solche Gewohnheiten niemals nur den Körper, sondern immer auch das Bewusstsein betreffen – denn sie sind auf bestimmte Typen von Situationen zugeschnitten und damit an die Deutung von Situationen gebunden. Das Funktionieren dieser Gewohnheitsstrukturen ist also an spezifische Erwartungshorizonte gebunden.

Was aber geschieht, wenn sich Bedingungen ändern, beispielsweise, weil ein politischer Konflikt zu einem Krieg eskaliert? Wenn die handlungspraktische Relevanz von Gewohnheits- und Erwartungsstrukturen plötzlich in Frage steht? Genau diese Überlegungen spielten für die frühen Pragmatisten eine zentrale Rolle. Sie stellten sich die Frage, wie Menschen handlungsfähig bleiben angesichts einer sich beständig verändernden Umwelt. Und damit komme ich zum zweiten Begriff: dem der *Anpassung*.

Auch den Pragmatisten galten leibliche Gewohnheitsstrukturen – *habits* – als Grundlage alltäglicher Handlungsfähigkeit. Doch arbeiteten sie heraus, dass die Stabilität solcher Strukturen gerade aus ihrer Flexibilität und Anpassungsfähigkeit ergibt. Die praktische Relevanz der *habits* besteht also nicht nur darin, Handeln von der Koordination und Reflexion motorischer Abläufe zu befreien. Sie bilden auch eine Grundlage dafür, sich auf nicht-identische Umweltsituationen einstellen zu können – oder anders gesagt: sich *anzupassen*. Für die hier vorliegende Fragestellung entscheidend ist nun die Entdeckung, dass diese Anpassungsprozesse in der Regel schleichend und zäh verlaufen. Das Alltagsbewusstsein ist träge. Es deutet neue Situationen bevorzugt im Lichte des schon bekannten und ermöglicht so die Fortsetzung vertrauter, habitualisierter Praktiken. So wird Anpassung möglich und gleichzeitig die Erfahrung von Kontinuität und Identität reproduziert. Der Philosoph und Psychiater William James arbeitet heraus, dass dieser Mechanismus sogar in Situationen greift, die der externen Beobachterin als anomisch erscheinen mögen. Dank dieser »kreativen Trägheit« des Alltagsbewusstseins bleibt die Erfahrung radikaler Anomie empirisch ein Ausnahmefall.

Beide Theorietraditionen – die phänomenologische wie die pragmatistische – legen nahe, dass die Reproduktion von Alltäglichkeit zu erwarten ist. Und zwar gerade auch angesichts »dramatischer« Veränderungen. Denn leibliche Gewohnheitsstrukturen und die Reproduktion vertrauter alltäglicher Vollzüge vermitteln die Erfahrung von Identität. Alltägliche Vollzüge orientieren und stabilisieren. Das macht sie hochrelevant – und gleichzeitig hochbrisant: Menschliches Leben braucht die Erfahrung von Alltäglichkeit – und genau deshalb wird Alltäglichkeit beständig produziert, und zwar auch und gerade unter Bedingungen, die irritieren und verunsichern. Die Logik des Alltags erzeugt eine Tendenz zur handlungspraktischen Anpassung an Umweltbedingungen *unabhängig* von deren normativer Bewertung. Die Gewohnheit, bemerkt Marcel Proust, ist eine Umzugskünstlerin (zitiert in Waldenfels 2009: 98).

Beispiele aus dem Bürgerkrieg in Angola (1975 – 2002)

Wie lassen sich diese Überlegungen nun für eine Analyse von Alltag und Prozessen der Veralltäglichung im Bürgerkrieg nutzbar machen? Die vorgestellte Perspektive lenkt den Blick auf die Produktion, Reproduktion und Transformation habitualisierter Vollzüge sowie auf die Erwartungshorizonte, in deren Kontext sie sich stellen. Und sie fragt, wie sich beides unter den Bedingungen des Krieges verändert.

Nun sind die Auswirkungen von Kriegen vielfältig. Gemeinsam ist jedoch allen Kriegskontexten die Gewalt. Gerade in langanhaltenden bewaffneten Konflikten findet Gewalt Eingang in den Erwartungshorizont alltäglicher Praxis und verändert so habitualisierte Handlungsmuster. Allerdings verlaufen diese Anpassungsprozesse, abhängig vom Gewaltverhältnis der Akteure verschieden (vergleiche Koloma Beck 2011): Armeen und bewaffnete Gruppen müssen die Bereitschaft, Gewalt auszuüben, auf Dauer stellen. Sie wirken gezielt auf die Gewohnheitsstrukturen ihrer Kombattant/-innen ein, um »Kampffähigkeit« zu erzeugen. Darüber hinaus werden Routinen der Verarbeitung von Gewalterfahrung als Opfer oder Beobachter implementiert. Für die sogenannte Zivilbevölkerung hingegen geht es um die Aufrechterhaltung basaler Alltagsaktivitäten angesichts des Risikos Gewalt zu erleiden. Im ersten Fall geht es also um die gezielte Habitualisierung von Gewalthandeln. Im zweiten um eine Anpassung bestehender Alltagsvollzüge dergestalt, dass unter den Bedingungen von Kriegsgewalt Subsistenzaktivitäten fortgesetzt werden können. Beide Dynamiken tragen zu einer Veralltäglichung der Kriegssituation im eben beschriebenen Sinne bei. Im Folgenden will ich skizzieren, wie sich dies im Bürgerkrieg in Angola darstellte, zunächst mit Blick auf die Kombattant/-innen, danach mit Blick auf die Nicht-Kombattant/innen.

Habitualisierung: Veralltäglichung der Kriegsgewalt bei Kombattant/-innen

Was die Kombattant/-innen betrifft, habe ich mich vor allem mit der Rebellenarmee UNITA beschäftigt. Diese entwickelte sich im Laufe der achtziger Jahre von einer militärisch fast geschlagenen Busch-Guerilla zu einer mehr als 20.000 Mitglieder starken Gruppe mit quasi-staatlichen Strukturen. Um die Ausübung von Gewalt verlässlich reproduzierbar zu machen, setzte UNITA –

wie im Militär üblich und bewährt – auf Trainingsregime. Diese sollten Gewalthandlungen *habitualisieren* und Resilienz gegenüber Gewalterfahrungen erzeugen. Geübt wurde nicht nur die praktische Handhabung von Kriegsgerät wie das Laden, Zielen und Abfeuern von Waffen, sondern auch andere wichtige Abläufe wie etwa plötzliche Aufbrüche bei Nacht oder andere schnelle Ortswechsel. So wurden sie Teil der leiblichen Gewohnheitsstruktur, des körperlichen Gedächtnisses und konnten im Bedarfsfall ohne großen Reflexions- und Koordinationsaufwand aktiviert werden.

Allerdings ist die »Herstellung von Kampffähigkeit« allein durch *Habitualisierung* nicht erklärt. Denn Kämpfen und Töten ist in allen Kulturen Regeln unterworfen und mit Tabus belegt; deshalb bringt man es Menschen nicht bei wie Radfahren oder Maschineschreiben. Deshalb war das übende Lernen der Kombattant/-innen eingebunden in Prozesse, die auf die *Anpassung* an das Leben als Soldat zielten.

Den Ausgangspunkt hierfür bildete die Praxis der Zwangsrekrutierung, über die UNITA ihren Bedarf an Mitgliedern deckte und die einen Erfahrungsbruch inszenierte. Jungen und junge Männer, aber auch Mädchen und junge Frauen wurden aus ihren Dörfern geholt, manchmal auch an Straßensperren gefangen genommen und in UNITAs informelle Hauptstadt Jamba oder in andere Basen gebracht. In den Regionen, in denen UNITA über längere Zeit Gebietskontrolle ausübte, verlief dieser Prozess nach und nach geordneter. Es bildeten sich Interaktionsmuster zwischen der bewaffneten Gruppe und der Zivilbevölkerung heraus, und das »Ausheben« von Rekruten wurde ein organisierter Prozess, in dem UNITA-Vertreter und lokale Führer kooperierten. Entscheidend ist, dass diese Praxis für die Rekruten in jedem Fall einen deutlichen Kontinuitätsbruch produzierte: zum einen durch den Zwangscharakter selbst – der erhalten blieb auch wenn der Prozess selbst organisierter wurde – ; und zum anderen durch die Verbringung der Rekruten in militärische Basen, die weit von ihren Heimatorten entfernt waren, und bisweilen auf tage- oder wochenlangen Fußmärschen erreicht werden mussten.

An diese Diskontinuitätserfahrung knüpften dann jedoch Prozesse an, die – nun im veränderten Kontext – Erfahrungen des Vertrauten reproduzieren sollten. So bettete UNITA ihre Mitglieder in ein quasi-ziviles Leben ein. »*Arma, enchada e lápiz*« lautet das Motto – »Waffe, Hacke und Stift«, dies seien die Instrumente der UNITA-Kombattantin und des UNITA-Kombattanten. Die waren eben nicht nur Kämpfer/-innen, sondern musste zwischen den Einsätzen und Übungen auf dem Feld arbeiten und Schulunterricht besuchen. Hinzu kam, dass die UNITA-Führung auf die Einbettung ihrer Kombattant/-innen in eine Familie bestand. Von jeder und jedem wurde erwartet, zu heiraten und Kinder zu bekommen – wer dieser Erwartung nicht nachkam, wurde gezwungen. Dies ist auch der Hauptgrund dafür, dass UNITA nicht nur Jungen sondern auch Mädchen zwangsrekrutierte. Indem die Kombattant/-innen in den Militärbasen – unter Aufsicht der UNITA-Führung – bekannte, »zivile« Alltagstätigkeiten ausübten, wurde die alltagskonstituierende Erfahrung des Vertrauten aufs neue erzeugt. So wurde *Anpassung* an das Leben als Soldat möglich und Resilienz gegenüber systematischen Gewalterfahrungen produziert.

Verteidigung des Alltags: Anpassung bei den Nicht-Kombattant/-innen

Bei den Nicht-Kombattantinnen und Nicht-Kombattanten führte der Krieg – anders als es vor allem mediale Berichte nahelegen – nicht zum Bruch oder Abreißen alltäglicher Routinen. Stattdessen sind vor allem graduelle Anpassungsprozesse zu beobachten: Routinen wurden so verändert, dass subsistenznotwendige Aktivitäten auch unter den Bedingungen des Krieges aufrechterhalten werden konnten, dass das Erleiden von Gewalt vermieden wurde (dazu ausführlich Koloma Beck 2012:121–42). Dabei lassen sich verschiedene Anpassungsdynamiken unterscheiden, und zwar mit Blick auf die Art der Gewaltdrohung, auf die sie reagieren.

Da waren zum einen Veränderungen, die auf die Vermeidung von wahlloser Gewalt (*indiscriminate Violence*) zielten. Zeitliche und räumliche Muster von Alltagshandlungen, insbesondere Feldarbeit oder Marktgänge, wurden dem Rhythmus des Krieges angepasst. Zur Illustration eine Geschichte aus Huambo: Dort erzählte mir ein junger Mann von seiner Mutter. Im Ton der Verständnislosigkeit berichtete er, dass diese täglich zweimal zum Markt ginge: einmal am Morgen, um die Zutaten für das Mittagessen zu kaufen, und ein zweites Mal am Nachmittag, um Essen für den Abend zu besorgen. Einst hatte er sie gefragt, warum sie nicht gleich am Morgen das Essen für den ganzen Tag kaufe. Nach einigem Überlegen hatte sie sich erinnert, sich diese Vorgehensweise während der schlimmsten Zeit des Krieges Anfang der neunziger Jahre angewöhnt zu haben. Damals war die Stadt ein Jahr lang belagert worden. In dieser Zeit der Not und Unsicherheit war es unmöglich, am Morgen schon an den Abend zu denken, den man vielleicht gar nicht erleben würde. Man dachte nur von einer Mahlzeit zur nächsten. Nach dem Ende des Krieges hatte die Mutter die damals angenommene »Gewohnheit« einfach fortgesetzt — ohne je darüber nachzudenken.

Doch veränderten sich habitualisierte Alltagspraktiken nicht nur aufgrund der Bedrohung durch wahllose Gewalt, sondern auch in Reaktion auf personalisiertere Gewaltdrohungen (*discriminate Violence*). Beide Kriegsparteien entwickelten Techniken, Unterstützer der Gegenseite zu identifizieren und zu bestrafen. Dies führte dazu, dass Alltagsvollzüge so verändert wurden, dass man vermied, von einer der Kriegsparteien als »einer von den Anderen« angesehen zu werden. Besonders deutlich wurde dies in einem Dorf, das lange Zeit im Grenzgebiet zwischen von UNITA und der angolanischen Armee gelegen hatte. Die Bewohner fühlten sich permanent von beiden Kriegsparteien beobachtet. Als Reaktion darauf begannen sie, jede Form der Gruppeninteraktion in der Öffentlichkeit zu vermeiden — vom traditionellen Dorfrat bis hin zum kurzen Schwatz auf der Straße. Und zwar weil sie fürchteten, Menschenansammlungen würden als feindliche Konspiration gedeutet werden. Eine andere wichtige Veränderung betraf die Sprache. Weil man immer und überall Denunziationen fürchten musste, entwickelte sich ein hochkodiertes Idiom, in dem kaum noch etwas bei seinem eigentlichen Namen genannt wurde. Neben dieser Reorganisation bestehender Gewohnheitsstrukturen angesichts wahlloser und personalisierter Gewaltdrohungen spielt für die Veralltäglichung der Kriegsgewalt bei Nichtkombattant/-innen noch ein drittes Element eine wichtige Rolle: nämlich Strukturen der kollektiven Verarbeitung von Viktimisierungs-Erfahrungen. Hierbei kam existierenden religiösen oder rituellen Praktiken eine wichtige Rolle zu. Bisweilen jedoch entstanden auch neue kollektive Rituale aus einer gegebenen Situation heraus.

Die beschriebenen Anpassungen leiblicher Gewohnheitsstrukturen waren unmittelbar lebenssichernd. Und zwar nicht nur, weil sie im Erfolgsfall das Risiko, Gewalt ausgesetzt zu sein, verringerten. Sondern vor allem auch deshalb, weil sie die Fortsetzung lebenssichernder Alltagsaktivitäten ermöglichten, insbesondere die basale Versorgung mit Lebensmitteln durch landwirtschaftliche Tätigkeit und/oder Handel. In der Konsequenz hatten sie so jedoch noch eine dritte wichtige Wirkung: In einem Kontext, der von vielerlei Zwangsstrukturen gekennzeichnet war, erzeugten sie die Erfahrung der *Wirksamkeit* eigenen Handelns, die Erfahrung von *Gestaltung* persönlichen Lebens. In den Interviews wurde dies besonders deutlich immer dort, wo von der Ingangsetzung von Alltagsvollzügen wie von einer Heldentat berichtet wurde – der Rundgang durchs eigene Haus in der verbotenen Stadt; zwangsumgesiedelte Bauern, die trotzdem zu ihren Äckern zurückkehren; ein junger Mann berichtete sogar, wie er gemeinsam mit einigen Freunden im besetzten Kuito, in dem Scharfschützen die Straßen kontrollierten und die verbliebenen Bewohner langsam verhungerten, Schulunterricht organisiert hatte. Die Bedeutung dieser Alltagshandlungen erschließt sich oft kaum noch aus ihrem unmittelbaren praktischen Nutzen. Wichtiger ist, dass auf diese Weise im Tätigsein das Normgedächtnis der Nicht-Kriegsgesellschaft lebendig- und wachgehalten wurde. Die kompetente Ausübung vertrauter Handlungsweisen erzeugte die Erfahrung von Kontinuität und *Agency* und wurde so zu einer Quelle der Resilienz.

Grenzen der Veralltäglichung

Neben den vielfältigen und kreativen Formen der Anpassung an die Kriegssituation wurden in der Forschung jedoch auch die Grenzen und Bruchlinien solcher Prozesse deutlich. Charakteristisch für als krisenhaft beschriebene Situationen ist dabei das Motiv der Selbst-Entfremdung. »Sich selbst nicht wiederzuerkennen«, »sich selbst verloren zu haben«, »seine Menschlichkeit verloren zu haben« – so beschreiben die Gesprächspartner/-innen Ausnahme-Situationen.

Interessant ist nun, dass sich die so beschriebenen Krisenerfahrungen sich nicht vornehmlich auf besonders intensive Formen gewaltsamer Interaktion beziehen. Typische Kontexte sind stattdessen anhaltende Situationen extremer Entbehrung oder extremer sozialer Kontrolle, wie sie sich beispielsweise in den belagerten und besetzten Städten entwickelten, aber auch im Kontext von Zwangsumsiedlungen bäuerlicher Populationen in städtische Notunterkünfte. Hunger und die Angst vor Denunziation ließen Menschen in diesen Situationen Dinge tun, die mit ihrem Bild von sich selbst und ihren Vorstellungen von sozialem Zusammenleben unvereinbar waren – zu Situationen also, in denen das Alltagsbewusstsein die Kluft zwischen Umweltveränderung und Gewohnheitsstrukturen durch konservative Deutung nicht mehr überbrücken konnte.

Die Anlässe für ein solches krisenhaftes Auseinandertreten waren vielfältig. Anhaltende Situationen extremer Entbehrung, wie sie sich etwa in den belagerten Städten entwickelten, wo es an Nahrung und Trinkwasser fehlte, waren ein typischer Kontext. Selbstentfremdung wurde hier getrieben durch die physische Auszehrung, aber auch dadurch, dass die Menschen in dieser Not Dinge taten, die mit ihren Werten, ihrem Bild von sich selbst und ihren Vorstellungen

von sozialem Zusammenleben unvereinbar waren. Normalitätsbrüche sind aber auch in anhaltenden Situationen extremer sozialer Kontrolle und Denunziation zu beobachten, wie sie beispielsweise im belagerten Huambo gegeben war. Die größte Gefahr ging hier nicht von fremden Feinden aus, sondern von den Personen, die einem am nächsten standen, insbesondere von Familienmitglieder und Nachbarn. Diese Situationen erlaubten eine Verschränkung der Dynamik des politischen Konfliktes mit interpersonellen Konflikten und erzeugten so extrem personalisierte Gewaltdrohungen. Darüber hinaus produzierte die Angst vor Denunziation Erfahrungsbrüche, weil sie zu Verhaltensweisen führte, die als extrem artifiziell erlebt wurden, in einigen Fällen auch zum vollständigen Rückzug in die eigenen vier Wände. Die anhaltende Unmöglichkeit, vertraute, habitualisierte Praktiken ausüben zu können, war eine weitere wichtige Ursache von Erfahrungsbrüchen. Mit dieser Unmöglichkeit waren jene konfrontiert, die sich im besetzten Huambo in ihrem eigenen Haus versteckt hielten. Noch deutlicher trat dies jedoch in Interviews mit Bauern hervor, die gegen Ende des Krieges in städtische Zentren zwangsumgesiedelt wurden, um die Rebellen zu schwächen, und die dort ihre Tage tatenlos in improvisierten Sammelunterkünften zubringen mussten.

Für Nicht-Kombattant/-innen gab es darüber hinaus noch einen letzten wichtigen Kontext von Erfahrungen der Selbstentfremdung, nämlich die Ausübung von Gewalt: Unter den Bewohnern der belagerten Städte beispielsweise wurde bisweilen um einen Laib Brot oder ein Glas Maismehl bis aufs Blut gekämpft. Während bei den Kombattant/-innen die Erzeugung von Resilienz gegenüber Gewalterfahrungen als Täter fester Bestandteil der Organisationspraxis war, standen im Milieu der Nicht-Kombattant/-innen keine Mechanismen bereit, mit solchen Erfahrungen umzugehen. Die zuvor angesprochenen kollektiven *Coping*-Strategien im Kontext religiöser oder anderer Rituale bezogen sich allein auf die Erfahrung von Gewalt als Opfern. »Zivilisten«, die zu Tätern geworden waren, standen weder Rechtfertigungsordnungen noch kollektive Praxen bereit, eine solche Erfahrung zu integrieren. In diesem Kontext konnte die Ausübung von Gewalt zur traumatisierenden Erfahrung im engeren Sinne werden.

Zwischen Alltag und Ausnahmezustand

Welche Schlüsse lassen sich nun aus dieser Diskussion für die politische Soziologie des Bürgerkrieges ziehen, insbesondere mit Blick auf das Verhältnis von Alltag und Ausnahmezustand?

Erstens, legt die Analyse nahe, dass die Grenzen der Alltäglichkeit und die Intensität von Ausnahmeerfahrungen nicht primär durch Formen und Intensität der Gewalt bestimmt sind. Ob etwas als alltäglich oder außeralltäglich erlebt wird, hängt davon ab, ob und inwiefern in der gegebenen Situation Gewohnheitsstrukturen reproduziert werden können. Entscheidend ist, inwieweit das, was als alltägliches Leben gilt, um die Kriegsgewalt herum re-organisiert werden kann und sich mit bestehenden Wahrnehmungs- und Denkschemata zusammenbringen lässt. So kann die drohende Verhaftung in einer besetzten Stadt, die keinerlei *Marge de Manoeuvre* lässt, oder auch die Zwangsumsiedlung aus einem bäuerlichen Kontext in eine Notunterkunft, zu einer größeren Belastung werden als wiederkehrender Mörserbeschuss in einer ländlichen Gegend, wo es Raum für Ausweichen und Anpassung gibt.

Daraus ergibt sich, *zweitens*, dass Normalitätsbrüche immer vor dem Hintergrund spezifischer Vorstellungen und Praktiken von Alltäglichkeit entstehen. Diese variieren von Kontext zu Kontext. So ist die bisweilen erstaunliche Resilienz von Nicht-Kombattant/innen in Angola nur vor dem Hintergrund des eben erst zu Ende gegangenen portugiesischen Kolonialismus zu verstehen, der ebenfalls durch gewaltförmige Herrschaft gekennzeichnet war.

Drittens macht die Diskussion darauf aufmerksam, dass die soziale Ordnung »Krieg« nicht einfach durch das gewaltsame Agieren von Armeen und Rebellen entsteht, denen sich die Zivilbevölkerung passiv ausliefert. Bewaffnete Konflikte erzeugen Aktivität; und zwar nicht nur bei den Kämpfern, sondern auch bei den Nicht-Kombattant/-innen, die sich – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne – ihr Leben durch den Krieg nicht nehmen lassen wollen. Im Wechselspiel von gewaltsamer Intervention und kreativer Anpassung, kann eine relativ stabile Gewaltordnung entstehen, die allein durch einen Friedensvertrag nicht aus der Welt schaffen ist.

Literatur

- Baecker, D. 1996: Gewalt im System. Soziale Welt, 47. Jg., Heft 1, 92–109.
- Bauman, Z. 1993: Modernity and the Holocaust. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Bergson, H. 1903 [1896]: Matière et mémoire. Essai sur la relation du corps à l'esprit. Paris: Félix Alcan.
- Dewey, J. 1912: Perception and Organic Action. In The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods, Jg. 9, Heft 24, 645–68.
- Goffman, E. 1961: Asylums. Essays on the social situation of mental patients and other inmates. New York: Doubleday.
- Kalyvas, S. N. 2006: The logic of violence in civil war. Cambridge; New York: Cambridge University Press.
- King, C. 2004: The micropolitics of social violence. World Politics, 56. Jg., Heft 3, 431–55.
- Koloma Beck, T. 2011: The eye of the beholder. Violence as a social process. International Journal of Conflict and Violence, 5. Jg., Heft 2, 346–56.
- Koloma Beck, T. 2012: The normality of civil war. Armed groups and everyday life in Angola. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Koloma Beck, T. 2015: Krieg und Gewohnheit. Phänomenologische und pragmatistische Perspektiven auf verkörpertes Gedächtnis in Bürgerkriegen. In O. Dimbath, M. Heinlein, L. Schindler (Hg.), Der Körper als soziales Gedächtnis. Wiesbaden: Springer VS.
- Koloma Beck, T., Schlichte, K.: 2014. Theorien der Gewalt zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Mann, M. 2005: The dark side of democracy. Explaining ethnic cleansing. Cambridge: Cambridge University Press.
- Merleau-Ponty, M. 1976. Phénoménologie de la perception. Paris: Gallimard. [Original edition 1945].
- Plessner, H. 1928: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin: de Gruyter.
- Reemtsma, J.P. 2008. Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Renn, J., Sebald, G., Weyand, J. 2012: Lebenswelt und Lebensform. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus. Weilerswist: Velbrück.
- Schauer, M., Elbert, T., Neuner, F.: 2005. Narrative exposure therapy. A short-term intervention for traumatic stress disorders after war, terror, or torture. Toronto: Hogrefe & Huber.
- Schlichte, K. 2009. In the shadow of violence. The micropolitics of armed groups. Frankfurt am Main, New York: Campus.

- Trotha, T. V. 1999. Formen des Krieges. Zur Typologie kriegerischer Aktionsmacht. In S. Neckel, M. Schwab-Trapp (Hg.), *Ordnungen der Gewalt. Beiträge zur politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges*. Opladen: Leske+Budrich. 71–95.
- Waldenfels, B. 2009. *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen. Modi leibhaftiger Erfahrung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Weinstein, J.M. 2007: *Inside rebellion. The politics of insurgent violence*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.